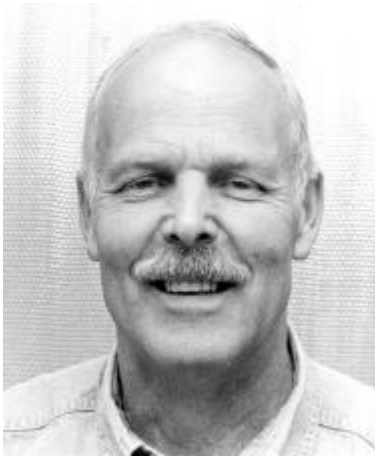


EIN KÖNIG DER BOCHUMER FELDER

TOBIAS HAUCKE ÜBER DIETER MAIWEG



Unseren Hof gibt es mindestens seit 1266. Der »Niederschulthenhof« wurde damals zum ersten Mal urkundlich in Langendreer erwähnt. Ab der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg ist die Geschichte des Niederschulthenhofes dann komplett dokumentiert. Als mein Vater 1946 aus dem Krieg heimkehrte,

übernahm er den Hof von seinem Onkel. Vater war auch ein direkter Nachfahr der Niederschulthen, trug aber inzwischen den Namen Maiweg. Zuvor hatten meine Mutter, meine drei Schwestern und ich auf dem Hof meiner Mutter in Soest gelebt. Jetzt zogen wir in das Bauernhaus, das hier schon seit 1880 steht. Später, als ich den Hof übernommen hatte, trug mein Vater dann alle vorhandenen Dokumente des Hofes zusammen und schrieb die Geschichte unserer Familie in dem Buch »Der Niederschulthenhof« nieder.

Je näher ich kam, desto stattlicher erschien mir der Hof. Vom Hauptwege erblickte ich durch den großen herbstlich entblätterten Park das prächtige Herrenhaus. Es war ein schloßartiges Gebäude, dessen Seitenflügel den Mittelbau um

die Höhe eines Stockwerkes überragten. Eine breite Steintreppe führte zu dem Parterre hinauf, vor dem sich nach beiden Seiten eine mit wildem Wein und Gaisblatt bewachsene Veranda hinzog. Der Vorgarten war wohlgepflegt, mit hübschen Rasenflächen verziert, aus deren Mitte eine Fülle von Herbstblumen hervorgrüßten. Sinnend stand ich eine Zeitlang vor diesem parkbeschatteten Edelsitz. Doch die kühle Erhabenheit, die von dem Herrenhause ausstrahlte, wirkte niederdrückend auf mich.

Als wir auf den Hof kamen, war ich anderthalb Jahre alt. Damals lebte nicht wie heute nur die Familie Maiweg auf dem Hof, sondern auch unsere Hilfskräfte mit ihren Familien. Wir hatten für die Außenwirtschaft auf den Feldern immer mindestens drei Landarbeiter. Für die Tiere waren auch immer zwei bis drei Leute angestellt. Damals hatten wir Kühe, Schweine, Hühner und Gänse. Und für die Gartenarbeit waren auch ständig zwei bis drei Frauen beschäftigt, die zuweilen auch auf dem Felde mitarbeiten mußten. Deswegen war auf dem Hof immer etwas los. Wir hatten damals sogar einen eigenen Milchkutscher. Der fuhr jeden morgen durch Langendreer und brachte den Bergleuten ihre Milch vor die Haustür. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich hinter der Scheune meine erste Pfeife geraucht habe. Ich hab mir heimlich so eine große geschwungene Pfeife von unserem Melker genommen und mit den anderen Jungs geraucht.

An Gesinde wurden 14 Knechte und Jungen, sowie 6 Mägde beschäftigt. Die Tagelöhnerfrauen mußten zum Teil auch Mägdearbeiten verrichten, da »Deerns« in der eigentlich erforderlichen Zahl nur schwer nach dem Gut hinzubekommen waren. Unsere sechs Deerns hatte der Verwalter nur durch das Zugeständnis eines sehr viel höheren Lohns für das Gut gewonnen. Sie erhielten einen Jahreslohn von 160-225

Mark; das waren zum Teil Summen, wie sie mancher Knecht nicht erhielt; denn deren Löhne bewegten sich ja nach Alter und Leistungsfähigkeit zwischen 130 und 240 Mark.

Nach dem Krieg haben wir hier in Bochum verstärkt Kartoffeln angebaut. Die Landwirtschaft hatte damals die schwierige Aufgabe, die leeren Mägen der hungerleidenden deutschen Bevölkerung zu füllen. Es gab Auflagen, bestimmtes Gemüse, wie Rote Bete, Weißkohl und eben Kartoffeln vermehrt anzubauen. Wir machten die Kartoffeln mit dem Kartoffelroder aus dem Boden und die Leute sammelten selbst. Jedem war ein abgesteckter Teil des Feldes zugewiesen, den er im Sommer vorbestellt hatte. Die Leute zahlten einen Obolus und konnten dafür alle Kartoffeln ihres Feldstückes mitnehmen.

Alle erhielten wir nun unsere Kartoffelreihen angewiesen; die Erwachsenen zwei, wir Kinder je eine, wobei die Kinder rechts und links neben den Erwachsenen verteilt wurden. Jeder hatte nun seinen Korb oder eine Kiepe vor sich und durchwühlte fleißig die von der Pflugschar umgelegten Stauden, um die Knollen aufzulesen. Die Knie schmerzten etwas und die Hände wurden rissig, wenn man den ganzen Tag auf dem Acker umherkroch und die Knollen aus dem Boden scharfte. Um halb sieben Uhr war Feierabend, weil es dann dunkel wurde. Jede erwachsene Person, die ein Kind als Helfer gestellt hatte, durfte sich nun einen kleinen Korb voll Kartoffeln mitnehmen und damit den Heimweg antreten.

Heute leben hier in Bochum noch 42 Bauern. 14 haben Vollerwerbsbetriebe und können alleine von der Landwirtschaft leben. Die anderen machen die Landwirtschaft neben ihrem Beruf oder verpachten ihr

Land zum größten Teil, weil keine Nachfolge in der Familie ist.

Den Bauern im Ruhrgebiet ging es in der Vergangenheit immer verhältnismäßig gut. Durch die vielen Menschen, die sich wegen des Bergbaus hier ansiedelten, konnten die meisten Produkte direkt vom Hof verkauft werden. Doch als später immer mehr Zechen und Wohnsiedlungen aus dem Boden schossen, wurden die großen Feldflächen der Bauern immer weiter zerstückelt. Manch einer meiner Kollegen muss heute über eine Stunde mit dem Trecker fahren, um seine entlegensten Felder zu erreichen. Das treibt die Kosten für den Ackerbau natürlich in die Höhe.

Außerdem hatten fast alle Höfe hier in den vergangenen Jahrhunderten Ackerbau und Viehhaltung. Heute hat kaum einer meiner Kollegen in Bochum noch Vieh. Die Auflagen für Viehhaltung inmitten von Wohnsiedlungen sind zu hoch. Wenn ich hier eine Schweinemast aufbauen wollte, müsste ich wegen der Abgase von den Schweinen gleich dazu riesige Schornsteine und Abgasfilter bauen.

Heute geht nur ein kleiner Teil unserer Erzeugnisse an die Menschen im Ruhrgebiet. Wir Bauern in Bochum haben uns in einer Produktgenossenschaft zusammengeschlossen. Das Getreide, das ich produziere, kommt direkt in das Silo der Genossenschaft in der Katharinastraße. Von dort wird es zusammen mit der Ernte meiner Kollegen verkauft. Etwa an eine große Mehlmühle in Recklinghausen oder an Höfe mit Viehhaltung im Münsterland, die dann damit ihre Schweine mästen.

Es war ein sogenanntes Feldgut von beträchtlicher Ausdehnung, mit einem Vorwerk. Es hatte nur etwa 60 Morgen Waldbestand, alles übrige war Acker - und Wiesenland mit einer kleinen Moorniederung, die an das Holz angrenzte. Kartoffeln wurden nur wenig angebaut, desto bedeutender war der Getreidebau und die Milchwirtschaft, verbunden mit einer beträchtlichen Rindvieh- und Schweinemast.

40 Gespanne Pferde, darunter 22 Mutterstuten, hierzu 160 Milchkühe nebst Jungvieh und der entsprechenden Anzahl zwei- und dreijähriger Ochsen, sowie etwa 200 Schweine bildeten den regelmäßigen Viehbestand. Die Milch wurde in der nach dänischem Muster eingerichteten Gutsmeierei verarbeitet; von der gewonnenen Butter kam der größte Teil nach Hamburg.

Stattliche Reihen von Ochsen oder Fehrkühen, die, soweit sie nicht eigener Zucht entstammten, im Herbst als Magervieh angekauft waren, standen zur Mast aufgestellt, sie wurden später je nach Mastreife auf den Fettviehmärkten in Hamburg, Berlin oder Köln durch Makler oder auf genossenschaftlichem Wege verkauft, ebenso die fetten Schweine.

Auf meinen 75 Hektar Feldern stehen heute Weizen, Raps und Gerste. Die Felder sind in Parzellen aufgeteilt. Nach einem festen Rhythmus wechselt deren Bebauung. Im ersten Jahr wird in der Parzelle Weizen, im nächsten Gerste und im letzten Raps angebaut. Raps ist eine Gesundungsfrucht. Danach kann wieder Weizen angebaut werden, denn der braucht den besten Boden. Wenn die Felder in dieser Reihenfolge bebaut werden, bleibt der Boden fruchtbar.

Ein Korn wurde dort gebaut, wie man es in Qualität und Quantität nur selten zu sehen bekam. Dabei legte der Bauer den Hauptwert darauf, daß die verschiedenen Fruchtarten im Halm nicht gar zu stark wurden, damit sie sich von der Schwere nicht umlegten, sondern glatt mit der Maschine gemäht werden konnten. Beim Weizen gelang dies nicht durchgehends; ein Teil mußte ebenfalls »gehauen« werden, weil er wegen seiner Schwere in verschiedenen Richtungen - in »Küffeln« - lag, so daß von der Maschine nur die Ähren allein abgenommen, oder

die Halme mehrfach durchgeschnitten worden wären. Um diesem Übelstande abzuhelpen und die Mähmaschine voll ausnutzen zu können, legte der Bauer jedes Jahr Versuchsfelder an, auf denen er unter sorgfältiger Auswahl des Saatkornes und sachgemäßer Mischung von natürlichem und künstlichem Dünger nun ständig ausprobierte, welche Fruchtarten den Anforderungen am besten genügten.

Die Hauptarbeit ist die Ernte. Vom 20. Juli an werden zuerst die Gerste, der Raps und dann der Weizen gemäht. Das Mähen dauert seine Zeit. Wir brauchen circa eine Stunde pro Hektar. Trotzdem ist die Arbeit auf dem Mähdrescher heute viel angenehmer als früher. Wir sitzen heute in einer geschlossenen Kabine mit Klimaanlage auf einem luftgefederten Sitz. Die Kabine schützt uns vor dem Dreck und Staub, der durch das Mähen vom Feld aufgewirbelt wird. Früher als Luft und Felder noch wegen des Bergbaus stark kohleverschmutzt waren, mussten wir immer ´ne Menge Staub schlucken. Da wusste man, was man getan hat, wenn man sich abends ein »schwarzes Brötchen« aus der Lunge hustete.

Auf einem Hektar ernten wir etwa 80 Doppelzentner Weizen - also etwas weniger als ein Kilogramm pro Quadratmeter. Der Mähdrescher trennt Korn und Stroh automatisch und kann fünf Tonnen Korn laden. Für den Doppelzentner bekommt man 10-12 Euro. Bei 600 Euro Kosten pro Hektar von der Saat bis zur Ernte ist das nicht viel. Wir transportieren das Korn direkt vom Feld weg nach Bochum.

Schließlich mußte ich gelegentlich bei der Kornernte mit zugreifen und lernte das Garbenbinden. Dabei gab's eine schwere Plage: die Disteln. Sie spreizen sich förmlich, diese garstigen Dinger, je höher die Sonne steigt, und recht häufig zieht man die Hand schneller von der Garbe zurück, als wie man hinlangt,

wenn man einmal so recht herzhaft in einen plustringen Distelstrauch hineingreift.

Das Hauptdreschen wurde nach wie vor im Winter ausgeführt, und zwar mit dem Dreschflegel; nur hin und wieder benutzte man je nach Gutdünken des Inspektors die kleine Göpelmaschine damaligen Systems. Diese lieferte aber nicht »bodenreines« Korn, wie ich das später kennen lernte, sondern Kaff (Spreu) und Korn blieben zusammen und mußten hernach erst mittels der Staubmühle voneinander geschieden werden. Für eine Dampfmaschine hatten sich der Gutsherr und der Inspektor noch nicht erwärmen können, weil ihnen der Drusch nicht gefiel. Es gab zu viel Krummstroh dabei, auch schien ihnen das Korn nicht rein genug ausgedroschen zu werden. Beide Herren vermochten sich von der alten Methode eben auch noch nicht zu trennen. Hinzu kam, daß damals alljährlich auch ein beträchtliches Quantum von schierem Stroh zum Decken der Wirtschaftsgebäude und Tagelöhnerkaten gebraucht wurde, denn diese hatten samt und sonders noch das althehrwürdige Strohdach.

Gesät wird von Ende August bis Mitte Oktober. Vor der Saat müssen die Felder noch vom Müll befreit werden. Die Bochumer entledigen sich auf dem Acker gerne alter Bierflaschen, Fahrräder oder Mopeds. Vor vier Jahren bei der Ernte lag sogar mal eine Leiche vor meinem Mähdrescher. So was muß es hier in der dichten Besiedlung wohl auch mal geben. Der Tote war ein Drogenabhängiger, der sich auf meinem Feld den Goldenen Schuß gesetzt hatte.

Eine viel unangenehmere Arbeit war mir das Steinesammeln. Ich hatte die Empfindung: Je länger ich sammelte, desto mehr Steine kamen in den Acker. Glaubte ich, eine Stelle recht

rein abgesammelt zu haben und blickte mich nach einiger Zeit wieder um, so fand ich immer wieder, was ich nicht finden wollte: Steine, nichts als Steine. Die reine Sisyphusarbeit!

Bevor wir säen können, müssen die Felder gepflügt werden. Das Pflügen ist recht eintönig, ein Rad in der Furche geht es mit dem Trecker übers Feld. Hin und Her. Der Trecker fährt im Schrittempo und der Pflug hintendran zieht mehrere Furchen auf einer Breite von 2 m. Bei 75 Hektar Land muss ich einige Runden drehen. Da kann man sich wirklich Gedanken über Gott und die Welt machen, aber eigentlich ist man mehr damit beschäftigt, nicht einzuschlafen, sonst fährt man an der anderen Seite des Feldes in den Graben. Bei unseren Vorvätern war's aber schlimmer, die liefen wochenlang hinter dem Zweifachpflug her, der nur auf 40 cm arbeitete. Die haben sich wahrscheinlich mit ihren Pferden unterhalten. Das war damals richtige Plackerei.

Früh morgens um $\frac{1}{2}$ 4 mußte ich heraus aus dem Bett, und wenn ich mich dann hinter Egge und Pflug müde gelaufen hatte, dann fielen mir des Abends um 9 Uhr beim Abfüttern der Pferde tatsächlich mitunter die Augen zu. Ich lebte dahin, lebte und arbeitete. Oder besser gesagt: ich vegetierte, wie auch die anderen Gutsarbeiter dahinvegetierten. Wir arbeiteten, wir aßen, wir schliefen und - arbeiteten wieder, ganz so wie die Ackerpferde: hüh, hott und prrr. In stiller Abgeschiedenheit, fern von Dorf und Stadt, verging hier ein Tag nach dem anderen in ewiger gleichförmiger Tretmühlenarbeit.

In den Wintermonaten ist auf den Feldern wenig zu tun. Dann kümmerge ich mich mit meinen beiden Söhnen um die Maschinen. In meinem Fuhrpark stehen ein Mähdrescher, drei Trecker und fünf Hänger für den

Transport von Korn. Die Pflanzenschutzspritze, die Sämaschine und der Pflug werden von den Treckern gezogen. Allein der Mähdrescher kostet 130.000 Euro. Deshalb habe ich mit einem Kollegen eine Maschinengemeinschaft. Wir haben die Maschinen zusammen angeschafft und nutzen sie gemeinsam. Das ist eines der Probleme der heutigen Landwirtschaft. Das eingesetzte Kapital pro Arbeitskraft ist unheimlich hoch. Mein Kollege und ich haben zusammen ein Kapital von über 400.000 Euro hinter uns. Das gibt es nicht einmal in der Schwerindustrie. Bei diesen hohen Kosten und den vergleichsweise niedrigen Gewinnspannen für das Getreide, muss man als Bauer heutzutage riesige Flächen bewirtschaften, um überhaupt davon leben zu können.

An landwirtschaftlichen Maschinen fand sich alles vor, was irgendwie zweckentsprechend verwendet werden konnte. Für den Außenbetrieb die Mähmaschine, Drill(Säe-)maschine, der Heuwender, Düngerstreumaschine, sowie die verschiedensten Arten von Tief-, Saat-, Schäl- und Hackpflügen nebst verstellbaren Eggen und Reißern. Auf dem Boden kamen die neuesten Systeme von Kornreinigungs- und Sortiermaschinen zur Verwendung. Gedroschen wurde, wie allgemein üblich, mit der Dampfdreschmaschine, die einem selbstständigen Unternehmer gehörte.

Im Frühjahr gehts dann wieder raus, die Felder müssen gedüngt und mit Pflanzenschutzmitteln gespritzt werden. Es gibt aber auch Tage, da bleiben die Türen zu. Da ist niemand auf dem Hof. Weil unser Hof keine Tiere hat, gibt es kein tägliches Arbeitspensum. Wenn die Felder gedüngt und gespritzt sind, bleibt bis zur Ernte auf gutes Wetter zu hoffen.

Neben der Arbeit auf dem Feld muß ich zunehmend im Büro arbeiten. Allein für die Ausgleichszahlungen von der

EU sitze ich drei volle Arbeitstage im Büro. Die Zahlungen müssen bei der Landwirtschaftskammer beantragt werden. Jedes Feld, jede Parzelle muss einzeln aufgeführt und die Art der Bebauung angegeben werden. Ohne Bürokratie gehts in Deutschland nicht. Einmal im Jahr, im Mai, werden die Anträge eingereicht, und kurz vor Weihnachten kommen die Zahlungen dann. Ohne das Geld von der EU wäre Getreidebau in Deutschland nicht mehr machbar. 600 Euro kriegt man für einen Hektar Getreidebau im Jahr. Während der EG-Agrarreform 1992 wurden die Preise für unsere Waren zurückgenommen. Die Gelder von der EU sind deshalb Ausgleichszahlungen für die niedrigen Preise und keine Subventionen. Beim Bürger entsteht immer der Eindruck, wir würden von der EU hoch subventioniert.

Auf wie viel Bargeld durfte man rechnen? Bald war Martini heran, dann mußte dem Hilfsmann der Lohn gezahlt werden. Der Herbstmarkt nahte. Was gab es da alles einzukaufen! Fast die gesamten Jahresbedürfnisse wurden auf dem Herbstmarkt gedeckt; so wollte es einmal die gute alte Sitte, und dann - hatte man im Herbst auch das meiste Bargeld in den Fingern, wenigstens hoffte man es. Da wurden Stiefel und Schuhe gekauft, wenn einem der Dorfschuster zu teuer erschien; ein neues Spinnrad oder eine Waschbütte tat nötig; ein Spaten, eine Forke, eine Hacke oder eine Sense mußten ersetzt werden.

Von meinen 75 Hektar Land sind 25 von der Stadt gepachtet. Einige meiner Kollegen sind fast zu 90 % abhängig von der Pacht der Stadt. Das macht große Probleme, weil die Stadt nur kurzfristige Pachtverträge vergibt. Man kann nie sicher sein, ob die Pacht verlängert wird. Pro Jahr wandelt die Stadt zwischen 15 und 20 Hektar Agrarfläche in sogenannte Ausgleichsfläche um. Diese Ausgleichsfläche nimmt sie aus unseren Pachten. Wenn zum Beispiel

der Metrorapid 20 Hektar verbaut, muss die Stadt dafür Ausgleichsfläche schaffen und diese ökologisch aufwerten, indem sie zum Beispiel Waldfläche aus den Feldern macht. Da Ackerland ökologisch gesehen für die Bürokraten ungefähr die gleiche Wertigkeit wie Straßen hat, nimmt uns die Stadt den Boden und forstet ihn auf. Das kostet uns fast jedes Jahr einen Bauern.

Der Mann war auf seine Art ein Philosoph. Er hatte »über alles und noch'n ganzen Haufen nachgedacht, wie er sagte. So z. B. ärgerte er sich jedes Mal über die Eisenbahn, die erst vor ein paar Jahren dort gebaut worden war und an seinem Felde vorbeifuhr. Am meisten wurmte es ihn, daß er selbst mit dabei gewesen war, als der erste Spatenstich getan wurde. Was hatte der Bürgermeister den Ackerbürgern nicht alles zu erzählen gewußt über den Wert solcher Eisenbahn. Der Verkehr sollte gehoben werden; die Stadt würde sich vergrößern, und - das Wichtigste für die Ackerbürger - ihr Grund und Boden sollte dadurch bedeutend an Wert gewinnen! Deshalb hatten sie sich bereden lassen.

Unser Hof ist auf Dauer zu klein. Mein jüngerer Sohn studiert Agrarwirtschaft und möchte später den Niederschulthenhof übernehmen. Und um zwei Familien zu ernähren, werfen die Felder nicht genug ab. Deswegen bauen wir im Moment einen weiteren Hof in Mecklenburg-Vorpommern auf. Die Flächen sind schon größtenteils gekauft, wir warten nur noch darauf, dass die Pachtverträge bis 2005 auslaufen. Wenn mein Sohn in Zukunft von der Landwirtschaft leben will, muss er einen großen Hof haben. Wegen des freien Handels in der Europäischen Union stehen wir in Konkurrenz zu Höfen im Ausland, wie Frankreich, Italien, Spanien und bald sogar Polen. Dort wird Landwirtschaft in ganz anderen Ausmaßen betrieben. Die Höfe sind dort oft mehrere tausend Hektar groß.

Die Politik in Deutschland scheint noch nicht ganz verstanden zu haben, dass wir Bauern uns international vergleichen lassen müssen. Frau Künast will, dass wir wieder »produzieren wie unsere Väter«. Die Höfe sollen klein sein und am besten auch noch Bio. Ohne ihre Scheuklappen würde sie sehen, dass die Amerikaner mit Höfen von 20.000 Hektar den Doppelzentner Weizen für 6-8 Euro anbieten können, während wir 10-12 Euro verlangen müssen. Und die viel beschworene Bio-Landwirtschaft ist auch nur eine Nische. Alle sagen, das brauchen wir, aber keiner ist bereit dafür zu zahlen. Die Bio-Produkte haben sich inzwischen auf einen Marktanteil von 2 % eingependelt. Und Frau Künast will den Anteil bis 2010 auf 20 % erhöhen. Das hört sich gut an, ist aber völlig realitätsfern. Sie wird nur ein sehr kleines Klientel finden, das bereit ist, für ein Ei im Bio-Laden 25 Cent zu zahlen, wenn ein Ei auf dem Wochenmarkt für 10 Cent zu haben ist. Man kann den Menschen nicht zurückdrehen. Kaum jemand wird auf den heutigen Wohlstand verzichten wollen, nur damit er die Milch von einer glücklichen Kuh trinken kann.

Überhaupt fühlen wir Bauern uns von der Politik nicht ernst genommen. Erst vor kurzem hat ein grüner Politiker, der Europaabgeordnete Friedrich-Wilhelm Graefe zu Baringdorf, selbst Öko-Bauer, versucht, sich auf unsere Kosten zu profilieren. Zusammen mit dem WDR- Magazin 'Plusminus' verschickte er mit Tiermehl versetzte Futtermittelproben, die angeblich von seinem Hof stammten, an Analyselabors. Sie wollten den Labors lasche Testmethoden nachweisen. Glücklicherweise stellten die Labors aber fest, dass das Tiermehl erst nachträglich beige-mischt worden war. Baringdorf wollte einen angeblichen Skandal konstruieren, sich als Aufpasser der Nation präsentieren und damit der Politik seiner Parteikolleginnen Höhn und Künast Vorschub leisten. Für mich ist es schlimm zu sehen, dass wir soweit sind, dass Politiker auf unserem Rücken Machtpolitik austragen.

So tüchtig der Besitzer in der Ökonomie war, - gegen seine Leute war er ein ausgesprochener Protz. Sie galten ihm lediglich als menschliche Maschinen, als ein notwendiges Übel, ohne das er leider nicht fertig werden konnte. Er sah in ihnen einzig und allein Arbeitskräfte, Hände, die nur dazu bestimmt waren, für ihn zu arbeiten, so viel oder so wenig er ihrer gebrauchen konnte. Die höchste Genugtuung gewährte ihm die Anerkennung für seine fachökonomischen Neuerungen seitens des landwirtschaftlichen Vereins, in dem er eine autoritäre Rolle spielte. Wurde sein Hof von anderen Landwirten besichtigt und gelobt, so strahlte sein Gesicht im Vollgefühl stolzen Selbstbewußtseins, und er hielt den Besuchern dann förmliche Vorträge über den praktischen Wert dieser oder jener Maschine, über die guten oder schlechten Wirkungen der verschiedenen künstlichen Dünger- und Futtermittel.

Seit 15 Jahren trage ich diesen Liedtext in meiner Tasche. Der Pfarrer einer evangelischen Gemeinde in Bochum wählte damals eine Verballhornung des Liedes »Im Märzen der Bauer...« für den Erntedank Gottesdienst. Der Chor sang: »Im Herbst dankt der Bauer der Tiermedizin_ Die Milch wird nicht sauer vor Penicillin._ Die Schweine sind fettarm und lang wie noch nie,_ zum Ruhm und zur Ehre der Biochemie.« Und die Leute in der Kirche haben kräftig mitgesungen. Dem Pfarrer habe ich damals Bescheid gesagt, dass ich unter diesen Umständen wohl kaum das Abendmahl empfangen kann. Aber die Menschen in der Kirche sind natürlich mit ihren verdrehten Vorstellungen vom Bauern nach Hause gegangen. Die Vorurteile in der Bevölkerung gegenüber Bauern sind heute immer noch sehr verbreitet. Wenn man Pflanzenschutzmittel einsetzt, heißt es, man verseuche das Grundwasser. Wenn man Kaninchen und Tauben schießt, um die Felder zu schützen, gilt man gleich als Schlächter.

Wenn man die Felder mit Gülle düngt, schreien gleich alle »Luftverpester«. Wir haben das Problem, dass heute kaum noch jemand in der Bevölkerung weiß, was ein Bauer eigentlich macht. Manche glauben, die Milch käme von der lila Kuh, andere trampeln durch die Felder, weil sie glauben, sie würden über Gras laufen.

Die Lehrerfrau kam mit der Bäuerin nach der Koppel, um frischgemolkene Mittagsmilch zu trinken. Die gute Frau mit ihrem hellen Kleide und den zierlichen Lackschuhen konnte sich gar nicht genug wundern über die Zutraulichkeit der Kühe, wie still sie hielten und sich melken ließen. Ein über das andere mal rief sie: »Ach wie niedlich, wirklich zu niedlich!« Mir war jedoch gar nicht so niedlich zumute, denn die alte Bleß war derartig emsig in der Abwehr der Fliegen begriffen, daß sie mein Gesicht dabei ziemlich rücksichtslos mit dem - wie es zuweilen vorkommt - etwas sehr saftigen Schwanzende bearbeitete. Die Lehrersfrau näherte sich lächelnd, um die Kuh beruhigend zu streicheln. Die krabbelnde Berührung behagte dem Tier aber in diesem Moment ebenso wenig wie die Fliegenstiche und schwapp - hatte die Dame eins mit dem Schwanz im Gesicht. »Pfui,« rief sie ganz bestürzt und suchte sich die garstige Naturschminke schnell wieder abzuwischen. Um nun aber nicht den Anschein zu erwecken, als lasse sich eine echte Sommerfrischlerin durch die Berührung mit einem angefeuchteten Kuhschwanz aus der Fassung bringen, näherte sie sich abermals dem Hinterteil der Kuh, und nun wurde die Geschichte noch niedlicher, die gute Bleß hatte nämlich gerade das, was man im menschlichen Leben Diarrhöe nennt. Obendrein mußte das liebe Tier auch noch husten, und wenn ein Rindvieh hustet, tut man immer gut, ein wenig aus der Schußlinie zu gehen. Das wußte die Stadtdame natürlich

nicht, und deshalb - nun deshalb: ein Schrei des Entsetzens, und schon war's geschehen. Das schöne helle Kleid, wie sah es aus! Auch auf den Lackschuhen glänzte es dickflüssiggrünlich.

Deswegen haben auch die aktuellen Krisen wie BSE und Maul- und Klauenseuche so eine einschüchternde Wirkung auf die Bevölkerung. Wir haben ein Ernährungsniveau erreicht, das die Menschheit bis heute nicht hatte. Wir essen immer mehr, leben immer länger. Wir schwelgen ja. Von den Erdbeeren im Frühjahr über den Lachs ist ja immer alles verfügbar. Leider weiß aber kaum noch jemand, wo die Nahrungsmittel herkommen oder wie sie erzeugt werden. Wegen dieser Unwissenheit läßt sich die Gesellschaft leicht manipulieren. Wenn dann ein Politiker rumschreit: »Das ist vergiftet!«, glaubt der Bürger das natürlich schnell.

Nach einigen Überlegungen kam ich meinerseits zu dem Entschluß, wieder als Ackerknecht zu gehen. Dem Stadtleben konnte ich keinen Geschmack abgewinnen, es war mir zu unruhig, zu wenig stabil für die Existenz eines Arbeiters. Zwar war ich ein leidlich kräftiger Mensch und konnte meine Hände schon rühren. Daran sollte es ja nicht liegen. Doch hatte ich auch vielerlei von Perioden der Arbeitslosigkeit in den Städten gehört, wo dann Not und Elend unter der Arbeiterschaft zuweilen einen sehr hohen Grad erreichte, daß selbst die tüchtigsten und fleißigsten unter ihnen nicht mehr wußten, wo sie noch das Notwendigste zum Lebensunterhalt hernehmen sollten. Da sagte ich mir: Wozu sollst du in der Stadt herumhungern, wenn du's auf dem Lande nicht nötig hast? Zudem war ich das Landleben nun einmal gewöhnt, und ich will offen gestehen: ich hatte auch Liebe zu dieser landwirtschaftlichen Arbeit. Die Beschäftigung in frischer

freier Luft, auf dem Felde sagte mir zu, und im Winter war man meistens im warmen Stall und konnte sogar mit einem gewissen Gefühl der Behaglichkeit die Schneeflocken draußen tanzen sehen.

Stolz bin ich auf meinen Berufsstand. Ich halte unseren Hof in der 12. Generation. Eine so lange Tradition kann kein Krupp vorweisen. Ich bin doch fast ein König. Ich habe meinen eigenen Grund und Boden. Kann jederzeit autark werden. Wenn ich mir ein paar Schweine und Kühe kaufe, kann ich meine Familie komplett selbst versorgen. Nur die Anerkennung aus der Bevölkerung fehlt uns Bauern. Das war in früheren Zeiten besser. Derjenige, der früher Hunger hatte, wusste, was eine Scheibe Brot wert ist und vor allem, dass es ohne Bauern auch kein Brot gäbe. Wenn heute einem der Magen knurrt, geht er halt zum Kühlschrank.

Die Passagen in COURIER sind dem Buch »Das Leben eines Landarbeiters« von Franz Rehbein entnommen, erstmals erschienen 1911 in Jena, Eugen Diederichs.